

Ein Plagiatsfall an der Pariser Sorbonne

Würde Kultur erfunden, wenn es sie nicht schon gäbe?

Das isolierte Kind und seine Einbildungskraft: Die Geschichte eines philosophischen Gedankenexperiments

Von *Béatrice Durand*

Bekannt sind die Geschichten von diversen Wolfs- und Schafskindern oder auch die von Victor de l'Aveyron und Kaspar Hauser, die ohne Kontakt mit anderen Menschen aufwuchsen. Auch heute werden solche „wildern“ Kinder immer wieder aufgefunden – allerdings eher in Städten als in Wäldern. Medizin und Seelenkunde, ja der gewöhnliche Menschenverstand wundern sich, wie sie überleben konnten.

Weniger bekannt ist, dass zu „wissenschaftlichen“ Zwecken wiederholt versucht wurde, ein oder mehrere Kinder nach ihrer Geburt zu isolieren. Im Buch II der Historien erzählt Herodot von dem Pharao Psammetichus (663 bis 609 v. Chr.), der Kinder aussetzte, um zu erkunden, welche die „natürliche“, die älteste Sprache der Menschheit sei. Selbstredend hatte der Pharao gehofft, die Ursprünglichkeit der ägyptischen Sprache und somit die herausgehobene Stellung des ägyptischen Volkes zu beweisen. Von Ziegen gestillt und ab und zu von einem Hirten gepflegt, fingen die Kinder nach zwei Jahren an, den Laut „Bek“ von sich zu geben. Da dieses „Laut“ in der phrygischen Sprache existierte, wurden den Leidwesen der Ägypter, deren Altertümlichkeit in der Antike sprichwörtlich war, die Phrygier zum ältesten Volk der Welt erklärt. Weniger aus ethnogenetischen Gründen als vielmehr aus reiner Neugier setzte auch Kaiser Friedrich II. (1192 bis 1250) das Experiment um. Sein Chronist Salimbene di Parma berichtet ohne Umschweife, dass die Kinder „mangels Liebe und Zuneigung“ verstarben.

Mehr Glück oder Geschick hatte der schottische König Jakob IV. (1473 bis 1513), der von seinem Chronisten berichten ließ, die auf einer Hebriden-Insel isolierten und von stummen Ammen gepflegten Kinder hätten spontan „good hebrew“ gesprochen: der König zog daraus den Schluss, dass die Schotten vom erwählten Volk abstammen. In einer Zeit, in der die Engländer sich als Nachfahren der Trojaner ausgaben, war dies ein geschickter ideologischer Schachzug. Auch der Großmogul Akbar (1542 bis 1605) isolierte mehrere Kinder: hätten diese von sich aus die Sprache des muslimischen Bekenntnisses, also Arabisch gesprochen, hätte Akbar, so seine Absicht, den Islam zur Staatsreligion erklärt. Da die Kinder aber kein Wort über die Lippen brachten, blieb das Mogulreich multireligiös. Und noch in der Umgebung von Friedrich II. von Preußen wurde die Durchführung des Experimentes ernsthaft erwogen, aber nicht realisiert.

Noch weniger bekannt ist jedoch, dass das Experiment den Stoff für zahlreiche Fiktionen lieferte. Parallel zur Geschichte der in die Tat umgesetzten Versuche entwickelt sich eine reiche Geschichte des Experimentes als Gedankenexperiment. Noch bevor der Stauffer-Kaiser Friedrich II. Psammetichus' Versuchsanordnung reproduzierte, hatte der arabische, in Granada geborene Philosoph Ibn Tufayl (1110 bis 1185) einen faszinierenden allegorischen Roman geschrieben: Hayy bin Yaqdhan, Sohn des Erweckten, erzählt von einem Kind, das entweder aus einer Blase der Erde geboren wird oder als Neugeborener in einem Koffer auf eine wüste Insel gespült wird – für die radikale Einsamkeit bietet der Roman also wohlweise zwei Begründungen –, nach und nach kraft seiner bloßen Vernunft das Gesamtwissen seiner Zeit selber entdeckt und schließlich die vollkommene Vereinigung mit dem Göttlichen erreicht. Hayys Geschichte ist eine Allegorie, in der die Macht der autonomen Vernunft gefeiert wird.

Das Buch wurde immer wieder, in verschiedenen Epochen und in verschiedenen Sprachen, zum Bestseller. Eine im Spanien des vierzehnten Jahrhunderts angefertigte Übersetzung des Romans ins Hebräische verbreitete sich rasch in den jüdischen Gemeinschaften Süd-Europas – ein Exemplar befand sich sogar dreihundert Jahre später noch in Spinozas Bibliothek in Amsterdam.

Am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts übersetzte Pico della Mirandola diese hebräische Fassung ins Lateinische. Als Gracián seinen eigenen allegorischen Roman, den Criticón (1651), schrieb, kannte er Hayys Geschichte – in welcher Sprache auch immer. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde der Roman erneut ins Lateinische übersetzt – diesmal direkt aus dem arabischen Original – und unter dem Titel Philosophus Autodidactus veröffentlicht. Picoeque, der Übersetzer, lehrte Arabisch in Oxford und zählte John Locke zu seinen Schülern. Nicht erstaunlich, dass der Roman zum Lieblingsbuch der Empiristen, Sensualisten und Rationalisten aller Schattierungen avancierte. Folglich wurde er in fast alle modernen Sprachen übersetzt (darunter zweimal ins Deutsche: 1726 und 1783) und immer wieder auch imitiert, adaptiert und plagiiert: Romane

mit Titeln wie Autonomus, Automathès, Der Zögling der Natur, Der Naturmensch erzählen die Geschichte von Kindern, die sich abseits der Gesellschaft entwickelten. Manche Autoren wagen es nicht, die Isolierung als menschliche Versuchsanordnung darzustellen, und inszenieren eine Sintflut oder ein Erdbeben als Ursache: Die Kinder landen auf einer unbewohnten, raubtierfreien, aber fruchtbaren Insel. Andere Fiktionen hingegen machen aus der in ihren Augen für den wissenschaftlichen Fortschritt notwendigen Grausamkeit keinen Hehl. Die Kinder werden in Käfigen oder Kellern gehalten und von stummen Ammen gestillt oder auf einer wüsten Insel ausgesetzt, wo sich ihrer zunächst kooperative Tiere annehmen.

Selbst wenn ihnen die Pfleger das Sprechen beibringen, wie zum Beispiel im „Streit“ von Marivaux (1744), einem in den letzten Jahren auf europäischen Bühnen oft aufgeführten Stück, wird nahegelegt, dass diese überlebensnotwendigen Maßnahmen rein technischer Natur sind und ohne Einfluss auf die kulturelle Entwicklung bleiben. Bei Marivaux sind die zwei Wächter Farbige, was im Verständnis des achtzehnten Jahrhunderts plausibel machen soll, dass deren Einfluss als kulturell irrelevant zu betrachten ist. Zweck des Experimentes war in diesem Fall die Neugier des Königs, in Erfahrung zu bringen, ob zuerst die Männer oder zuerst die Frauen untreu werden. Dafür wurden zwei Jungen und zwei Mädchen nach der Geburt jeder für sich isoliert. Weder wissen die Kinder, dass es andere Menschen, noch dass es zwei Geschlechter gibt. Als sie volljährig aufeinander losgelassen werden, verlieben sie sich augenblicklich in das erste Gegenüber des anderen Geschlechts – und werden gleich wieder untreu, sobald sich die Gelegenheit bietet.

Nicht nur Romanautoren oder Dramaturgen führten das Experiment in Gedanken durch. Auch Philosophen wie Locke, Montesquieu, Condillac, Mappertuis, Rousseau, Wieland, Herder und einige der weniger bekannten Teilnehmer am Wettbewerb der Berliner Akademie aus dem Jahre 1771 („Würden Menschen, wenn sie ihren natürlichen Fähigkeiten überlassen wären, in der Lage sein, die Sprache zu erfinden?“): Alle spekulieren darüber, was aus einem Kind oder einer Gruppe von Kindern ohne gesellschaftliche Kontakte werden würde. Die gesamte europäische Intelligenz der Aufklärung hat mitspekuliert. Je nachdem ob die Testkinder jeweils für sich oder als Gruppe isoliert werden, fallen die Ergebnisse leicht anders aus. Als Paar oder Gruppe isoliert, erfinden sie immer eine Sprache. Sind sie ganz allein, gönnt man ihnen meist eine „innere Sprache“, ein artikulierendes Denken, das sich zwar nicht in Worten ausdrückt – bekannt ist seit der Antike, dass Sprachen „willkürlich“ sind und in ihrer Willkür erlernt werden wollen –, aber wie eine Sprache strukturiert ist.

Aufgrund des aus eigener Kraft entwickelten stummen Denkens sind die Findlinge in der Lage, im Nu sprechen zu lernen, sobald sie sprechenden Menschen begegnen. Herder entwirft in der Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772) ein Worst-Case-Szenario: Der in Gedanken „gemächlich und behaglich auf eine einsame Insel“ gesetzte Mensch erfände, selbst wenn er blind und stumm wäre, eine Sprache.

In solchen spekulativen Fiktionen erfinden die Kinder alles neu: die Gesetze der Natur, die Intuition des Göttlichen und manchmal sogar die Prinzipien einer offenbarten Religion, beiläufig auch Landwirtschaft, Kleidung, Handwerk... Abgesehen von wenigen Ausnahmen sind die „Ergebnisse“ des Gedankenexperimentes beeindruckend – auch schon bei Ibn Tufayl. Häufig werden die Kinder durch die Isolierung sogar „optimiert“: Ihre Urteilskraft ist integer und intakt, da sie nicht von den in der Gesellschaft kursierenden Vorurteilen befallen sind. So auch im Zögling der Natur (1763) von dem ansonsten wenig bekannten Autor Guillard de Beauvieu. Hier führt der Vater das Experiment an seinem letztgeborenen Sohn durch: Die Erziehung der Natur kommt einem „Philosophiekurs“ gleich, wofür der Sohn dem Vater ewig dankbar sein wird. Solche spekulativ konstruierten naturbelassenen Wesen seien, so das Fazit vieler Versionen, den normal sozialisierten Menschen klar überlegen. Das Experiment sei zum Wohl und Glück der Kinder durchgeführt worden.

Die Faszination für die Regenerierung der Menschheit durch den radikalen Neuanfang hält an. So ist Tarzan in dem ursprünglichen Roman von Edgar Rice Burroughs (1912) das glückliche Ergebnis einer Selbsterziehung in der Natur. Die „Höhlenkinder“ (1918 bis 1921) des österreichischen Reformpädagogen Theodor Sonnleitner werden nach in der Gesellschaft geboren, aber noch in zartem Alter durch ein Erdbeben isoliert und verlernen damit zunächst alle tradierten Kulturtechniken, um sie dann Schritt für Schritt wieder neu zu entdecken. Selbst die Batman-Figur Cassandra Cain ist auf einer wüsten Insel „optimiert“ worden: In der Einsamkeit hat sie die mentale Kraft, Gedanken zu lesen, welche aus ihr eine gefürchtete Kriegerin macht, selbständig entwickelt.

Die Ergebnisse des Isolierungsexperimentes in der Fiktion oder in der philosophischen Spekulation stehen in krassstem Widerspruch zu den Ergebnissen der wirklich durchgeführten Experimente und zu den Zeugnissen „echter“ Findlinge. Und in der Tat glaubt – und glaubte schon immer – niemand, dass Kinder unter solchen Bedingungen die Gesamtheit des menschlichen Wissens und Kompetenzen von sich aus entwickeln würden. Schon in der Antike mokierten sich Kirchenväter über das Psammetichus-Experiment: Bei Psammetichus hätten die Kinder bloß die Ziegen nachgeahmt; sollten sie überhaupt überleben, seien isolierte Kinder dazu verdammt, dumm zu bleiben; und das Überleben echter Findlinge sei auf sehr unwahrscheinliche Zufälle zurückzuführen. Das mentale Konstrukt, worauf das „erfolgreiche“ Gedankenexperiment hinausläuft, ist zutiefst kontrafaktisch – das wissen alle, die in Gedanken mit ihm spielen.

„Gescheiterte“ Gedankenexperimente plädieren dabei dafür, dass der Mensch von Natur aus der Gesellschaft bedarf. Dieses logische Verfahren war als „Beweis durch die gegenteilige Fiktion“ bekannt: die Unmöglichkeit eines Lebens außerhalb der Gesellschaft wird dadurch bewiesen, dass man es in der Fiktion als unmöglich darstellt. Dies machen Arnobius (ca. 260 bis ca. 340 n. Chr.) in seiner berühmten „Konjektur“, die Naturrechtler Suarez und Pufendorf im siebzehnten Jahrhundert sowie Diderots Enzyklopädie im Artikel „Société“.

„Erfolgreiche“ Ausführungen des Gedankenexperimentes hingegen sind betont



Mythische Figur: Bruno S. als Kaspar Hauser (unten) und Hans Musäus als unbekannter Mann in Werner Herzogs Film „Jeder für sich und Gott gegen alle“ (1974) Foto Bridgeman

kontrafaktisch: mit einem Federstrich löschen sie alle menschlichen Eigenschaften oder Kompetenzen, die auf die Sozialisierung zurückzuführen sind. Das Gedankenexperiment dient dazu, Natur und Kultur im Menschen auseinanderzulösen.

Von der spekulativ wiedererlangten Natur aus wird dann die Entstehung aller typisch menschlichen Kompetenzen modellhaft abgeleitet. Im sinnlichen Kontakt mit der Außenwelt entwickeln die Kinder ihr ganzes kognitives Potential. Sie erweisen sich dabei als Musterempiriker: sie beobachten, vergleichen und ziehen immer den korrekten Schluss. In der Debatte um den Sprachursprung dient das Gedankenexperiment dazu, die Hypothese zu untermauern, dass es zur Sprachfähigkeit keiner Gottesgabe bedurfte. Bevor die Evolutionstheorie neue Möglichkeiten eröffnete, spielte das Gedankenexperiment so eine wichtige Rolle im Entstehen einer Wissenschaft vom Menschen.

Diese kulturelle Menschwerdung hat natürlich einen Mangel: Ihre Dauer wird auf eine individuelle Lebenszeit verkürzt. Raffinierte Modelle – wie Condillaes Spekulation im Versuch über den Ursprung der menschlichen Erkenntnisse (1746) über das Schicksal eines Kinderpaars, das die Sintflut auf einem wüsten Erdteil überlebt hat – versuchen, die Menschwerdung auf mehrere Generationen zu verteilen. Im Grunde gehen aber fast alle – mit der berühmten Ausnahme von Rousseau – Modelle der kulturellen Menschwerdung von der Natürlichkeit der Kultur aus: Die Fähigkeit zur Kultur ist in der Natur des Menschen grundsätzlich angelegt. Die Entste-

hung der Kultur ist sogar unvermeidlich, es hätte nicht anders kommen können.

So erklärt sich ein Paradox, das die Ideengeschichte bis heute nicht ausreichend beleuchtet hat: warum im Gedankengebäude der Aufklärung die Faszination für die Natur mit dem Fortschrittsgedanken koexistieren kann. Niemand will ernsthaft zum Naturzustand zurück, nicht einmal Rousseau, der behauptete, der Austritt aus dem Naturzustand sei zum Leidwesen der Menschheit geschehen. Man braucht aber die spekulative Rückkehr zum Nullpunkt der anthropologischen Entwicklung, um ein schematisches Modell derselben zu konstruieren. Dabei wird diese Entwicklung (meistens) als Fortschritt gefeiert.

Manche Fiktionen frühkindlicher Isolierung reklamieren für sich aber nicht, ein schematisches Modell der Menschwerdung zu bieten, sondern wollen bloße Allegorien einer idealen Lebensführung im Zeichen der autonomen, sich selbst erschaffenden Vernunft sein. Dies ist schon im elften Jahrhundert bei Ibn Tufayl der Fall. Diese Fiktionen zelebrieren die Entwicklung der Versuchskinder als ideale Verwirklichung zweier Grundwerte der Moderne: Rationalismus und Individualismus. Kraft seiner eingeborenen Vernunft erfindet sich der Mensch aus sich selbst heraus, er gestaltet sein Schicksal frei von allen Traditionen und Einflüssen, die als belastende Vorurteile und Traditionen abgetan werden, selbst. Das Projekt der Selbsterfindung wird in der Moderne heiligelt.

Moderne Menschen und Gesellschaften kennen die Versuchung der Optimierung durch den radikalen Neuanfang. *Du passé faisons table rase* ist das Prinzip aller individuellen und kollektiven Bekehrungen und Revolutionen. Erst auf einer Tabula rasa lasse sich eine rationale Gesellschaft aufbauen. Auch die individuelle Reform, der vernünftige und autonome Lebensentwurf fangen mit dieser materiellen oder immateriellen Aufräumarbeit an. Die Fiktionen frühkindlicher Isolierung sind Metaphern dieser Befreiung von der Last und dem Bindungsgeflecht der Vergangenheit. Im Gedankenexperiment treten emotionale, kognitive oder politische Bindungen – kurz: die Kultur – nur als kognitive Last, als „Vorurteile“ auf, von denen das Subjekt befreit werden soll.

Erschreckend ist an dem Gedankenexperiment frühkindlicher Isolierung darum nicht so sehr, dass es etwas durchdenkt, dessen Ausführung in der Wirklichkeit verbrecherisch wäre, sondern die Wut und Anmaßung, mit der es alles Tradierte verwirft und selbst die kognitive Bedeutung von Bindungen ignoriert, um das Ideal eines selbst erschaffenen Subjekts anzupreisen. Heute leistet die Evolutionstheorie das, wofür noch im achtzehnten Jahrhundert das Gedankenexperiment notwendig war, und erst die Postmoderne hat uns davon geheilt, mit diesen Phantasien zu kokettieren.

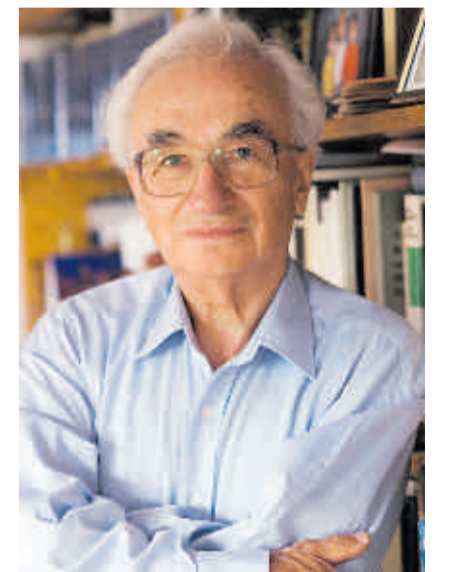
Außenstelle Australien

Der Germanist Gerhard Schulz wird neunzig

Noch ehe Marcel Reich-Ranicki 1974 zu dieser Zeitung stieß, hatte er schon Autoren kontaktiert, deren Mitarbeit er sich fürs Literaturreport sichern wollte. Zu ihnen gehörte Gerhard Schulz, und er bildete fortan die weitest entfernte Außenstelle in Reich-Ranickis Diensten: Der deutsche Germanist lehrte in Melbourne, wohin er schon 1959, als Dreißigjähriger, gezogen war, nachdem er seiner vorherigen Alma Mater, der Universität Leipzig, Lebewohl gesagt hatte. Spätestens mit dem Mauerbau zwei Jahre später sollte sich das als kluge Entscheidung erwiesen haben.

„Da Germanistisch hier keine Umgangssprache ist, werde ich hoffentlich den richtigen Ton treffen“, schrieb Schulz als Rezensent der Treue, und so sind seit 1974 an die 250 Rezensionen zusammengelassen, viele zur französischen und englischsprachigen Literatur und etliches zu Schulz' akademischem Schwerpunkt, der deutschen Klassik und Romantik. Aber die hiesige Gegenwartsliteratur war bei ihm ebenso gut aufgehoben, von Uwe Johnson über Ludwig Harig und Ulla Hahn bis zu Robert Menasse. Kontakte zu den Schriftstellern seiner Wahlheimat hat er darüber nicht vergessen zu pflegen, etwa zu Les Murray, dem weltweit bekanntesten, der Schulz 1995 seine Ambivalenz gegenüber den australischen Protesten gegen die französischen Atombombenversuche im Pazifik gestand – eine in Deutschland nur schwer nachvollziehbare Position. Und manchmal ließ Schulz die Leser an seinem reichen Erinnerungsschatz an den Austausch mit Autoren teilhaben wie etwa bei der Rezension eines Bandes mit der Korrespondenz von Hans Mayer, bei dem Schulz in Leipzig noch studiert hatte (F.A.Z. vom 19. März 2007). Als die Besprechung erschien, war Mayer lange tot und Gerhard Schulz selbst schon Ende siebzig, doch er erinnerte sich noch glasklar an die Atmosphäre in den Vorlesungen der fünfziger Jahre.

Vom anderen Ende der Welt her sieht der gebürtige Lausitzer die gegenwärtigen Dinge des hiesigen Literaturbetriebes abgeklärter. Aber er hat in ihn auch heftig hineingewirkt: mit seiner zweibändigen Geschichte über die deutsche Literaturgeschichte zwischen 1789 und 1830, die nach fast dreißig Jahren immer noch als Standardwerk gilt, und mit den Biographien über Kleist und Novalis, die er nach der Emeritierung schrieb. Die Literatur ist Schulz' engste Verbindung zur früheren Heimat. Und immer noch gibt es da etwas, was vor vieriehalb Jahrzehnten begann, als er Reich-Ranicki kurz vor dessen Austritt als Redakteur in Frankfurt schrieb: „Es wird Zeit, daß wir uns die F.A.Z. nun mit Luftpost kommen lassen.“ Täglich liegt seitdem die Zeitung in Melbourne auf seinem Schreibtisch. Darin wird Gerhard Schulz heute diese Gratulation zu seinem neunzigsten Geburtstag lesen. ANDREAS PLATTHAUS



Gerhard Schulz Foto Verlag C. H. Beck

Rotstift in München

Das Haus der Kunst hat kein Geld

Bis vor kurzem bestand im Münchner Haus der Kunst Hoffnung, die geplante Ausstellung „Joan Jonas: A Pioneer of Video and Performance“ im Herbst trotz angespannter Lage zeigen zu können (F.A.Z. vom 10. Juli). Der neue Geschäftsführer Bernhard Spies, der nach dem krankheitsbedingten Amtsverzicht des künstlerischen Direktors Okwui Enwezor den Betrieb allein führt, war zuversichtlich, die Schau stemmen zu können. Aber die erforderlichen Mittel kamen nicht zusammen, und die eigenen Kassen sind leer. Deshalb wurde die prestigeträchtige Ausstellung abgesagt – „aufgrund der schwierigen finanziellen Situation, die aus Managementfehlern der Vergangenheit resultiert“. Zur Überbrückung, so Spies im Gespräch mit dieser Zeitung, werde man „wahrscheinlich die Vivant-Sundaram-Ausstellung verlängern“ und die Lücke nach der im September eröffnenden Immendorff-Ausstellung im kommenden Jahr mit einer noch zu findenden Schau überbrücken. bsa.

Fiktion und Originalität: Das Gericht hatte das letzte Wort

Der obige Text ist die Zusammenfassung einer Ideengeschichte, mit der sich die Literaturwissenschaftlerin Béatrice Durand im Jahr 2003 an der Martin-Luther-Universität Halle habilitiert hat. Lange Zeit blieb ihr Manuskript über philosophische Gedankenexperimente mit isolierten Kindern unpubliziert. Forscher sind mitunter skrupulös. Erst vor einem Jahr kam der französische Text in stark erweiterter Form in einem Pariser Verlag heraus. Ihn begleitet eine Anthologie mit den Texten zu jenen Gedankenexperimenten. (*Béatrice Durand: „Sauvages expérimentaux.“ Une histoire des fictions d'isolement enfantin; dies. (Hrsg.): „Fictions d'isolement enfantin“. Anthologie d'une expérience de pensée.* Beide Paris, Hermann, 2017).

Da war aus der gelehrten Arbeit aber schon der Anlass eines Gerichtsprozesses geworden. Denn Béatrice Durand warf einem Professor der Pariser Sorbonne, Christophe Martin, der sich seinerseits 2006 mit einer ide-

engeschichtlichen Arbeit an der Universität Paris 3 habilitiert hatte, vor, sie plagiiert zu haben.

Martin hatte im Zuge einer Bewerbung seiner Kollegin beim französischen „Conseil National des Universités“ im Jahr 2005 von ihrer unpublizierten Arbeit Kenntnis erlangt. Er selbst bereitete damals seine eigene Habilitationsschrift vor. In seinem Buch „Éducatifs négatifs“ über experimentelle Erziehungsfiktionen im achtzehnten Jahrhundert, das 2010 herauskam, fanden sich dann an vielen Stellen wörtliche Übernahmen des Textes seiner Kollegin, ohne dass jeweils die Quelle erwähnt worden wäre. Das befanden zwei gerichtliche Instanzen, das Pariser Tribunal de Grande Instance sowie vor wenigen Wochen das Pariser Berufungsgericht, dem der Fall vorgelegt worden war.

Beide Instanzen hielten fest, dass eine Schrift als nicht veröffentlicht gilt, solange ihre Autorin sich dafür entschieden hat, sie in der ursprünglichen

Form nicht zu publizieren. Ohne Erfolg hatten sich Martin und sein Verleger, die Éditions Classiques Garnier, darauf berufen, die Arbeit Durands sei durch das öffentliche Habilitationsverfahren in Halle sowie durch Vorträge und die Einreichung als unveröffentlichtes Manuskript bei ihrer Bewerbung der akademischen Gemeinschaft schon bekannt gewesen. Mitglieder einer Berufungskommission, so das Gericht, seien aber zur Vertraulichkeit verpflichtet. Dass ein Autor allein darüber entscheide, wann und wie sein Werk veröffentlicht werde, trete auch nicht hinter der Freiheit der wissenschaftlichen Forschung zurück. Kein wissenschaftliches Interesse legitimiere ungesetzliche Übernahmen ohne hinreichende Erwähnung des Autors eines Werkes.

Der Professor der Sorbonne wurde zu einer Geldstrafe verurteilt und dazu, an mehreren Stellen seines Buches einen Vermerk einzufügen, der sie als Zitate aus Durands Arbeit kenntlich macht. (F.A.Z.)